

ANTON A. BUCHER

## Ist das Psychogramm der Kleriker schon geschrieben?

Psychologische Anmerkungen zu Eugen Drewermanns Buch „Kleriker“

Mit den Publikationen Drewermanns haben wir uns in dieser Zeitschrift schon mehrmals beschäftigt (Goldbrunner, Janda, Scheuer). Wenn hier noch einmal zu dem viel beachteten und kritisierten Buch „Kleriker“ Stellung genommen wird, so deswegen, weil der Autor der folgenden Abhandlung das Werk Drewermanns mit den Augen des Psychologen untersucht und den Methoden der Darstellung besondere Beachtung schenkt.

Der Verfasser studierte Theologie und Pädagogik mit Schwerpunkt Entwicklungspsychologie, habilitierte sich an der Universität Mainz und leitet momentan die Arbeitsstelle für katholischen Religions- und Bibelunterricht im Kanton Luzern; Lehraufträge für Religionspsychologie und -pädagogik an der Universität Fribourg (CH). (Redaktion)

Wie in vielen seiner Veröffentlichungen vertritt Eugen Drewermann auch in der 900 Seiten starken Streitschrift „Kleriker“ ein therapeutisches Anliegen. Sein Hauptziel, so erklärt er, sei es, „die unerhörte Einsamkeit so vieler Ordensleute und Priester aufzulösen und sie aus dem Getto ihrer beamteten Unpersönlichkeit herauszuholen“ (27). In der Tat legt er die Finger in Wunden, die lange schon schwären. Es gab und gibt Priester, die keiner Frau unbefangen in die Augen sehen können (freilich gab und gibt es auch die, die das können). Es gab und gibt das Leiden am Zölibat (526—654). Es ist so, daß Kleriker, die an einem bedingungslosen Gehorsam orientiert sind, in der Gunst der Stunde stehen. Und es trifft zu, daß viele der mitunter schweren psychischen Deformationen nicht erst im Klerikerstand gebildet, sondern in diesen — aus welchen Verhältnissen auch immer — mitgebracht wur-

den. Und es ist richtig und wichtig, daß von Drewermann die sogenannte „Psychogenese“ der Kleriker nicht übergangen, sondern mit den Hilfsmitteln der Psychologie rekonstruiert wird.

Die folgenden Ausführungen wollen daher die grundsätzliche Berechtigung von Drewermanns therapeutischem Anliegen nicht in Zweifel ziehen. Aber in Anbetracht der kirchenpolitischen Brisanz sowohl des Themas als mittlerweile auch der Person des Autors könnte nicht hinreichend in den Blick kommen, daß es sich nicht nur um eine kirchenpolitische Streitschrift handelt, sondern in erster Linie um eine Abhandlung, die als „psychologisch“, vielfach „tiefenpsychologisch“, aber auch als „entwicklungspsychologisch“ (36, 290, 457 u.ö.) deklariert wird. Eine zentrale, über hunderte von Seiten hinweg erörterte Frage lautet: „Wie also . . . muß man sich die Psychogenese und die Psychodynamik von Menschen (gemeint sind die Kleriker) vorstellen . . .?“ (60).

Damit formuliert Drewermann eine klassische entwicklungspsychologische Frage. Infolgedessen ist es legitim, die Gültigkeit seiner Konstrukte mit den gängigen psychologischen Gütekriterien zu prüfen. Psychologie versteht sich als eine erfahrungsorientierte Wissenschaft.

An erster Stelle dieses Beitrages, der sich auf die methodologisch-entwicklungspsychologischen Aspekte der von Drewermann aufgeworfenen Thematik beschränkt, ist denn auch zu fragen, wie er es mit der Empirie hält. Im zweiten Teil wird die Psychogenese der Kleriker, wie Drewermann sie präsentiert, kurz dargestellt und von einem entwicklungspsychologischen Standpunkt aus kritisch geprüft.

### 1. Wie hält es Drewermann mit der Empirie?

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, umfassender auf das wissenschaftliche Selbstverständnis der Psychologie(n) einzugehen. Ein Minimalkonsens besteht jedoch in der Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs: die Beschreibung und Erklärung von menschlichem Verhalten im weitesten Sinn (vgl. z. B. *Thomae & Feger* 1969, 1ff). Insofern Psychologie menschliches Verhalten adäquat beschreiben will, ist sie notwendigerweise eine empirische Wissenschaft im weiteren Sinn, d. h. „eine solche, die ihre Aussagen auf methodisch abgesicherte Erfahrung stützen möchte“ (ebd.), bzw. sich stets darum zu bemühen hat. Dies ist Drewermann selbstverständlich bewußt, formuliert er doch selber: „Wie aber lassen sich über Psychogenese, Psychostruktur und Psychodynamik von Klerikern begründete Erkenntnisse gewinnen?“ (32). Mit der Lösung genau dieser Frage steht und fällt das ganze Unternehmen.

Wie beantwortet sie Drewermann? Aus der Sicht „wissenschaftlicher“ Psychologie: Nicht ausreichend genug! In Anbetracht des Umfangs seiner Schrift<sup>1</sup> hätte man durchaus ein sogenanntes Methodenkapitel erwarten können. In diesem hätte dargelegt werden müssen, auf welcher(n) Stichprobe(n) die folgenden Ausführungen und die — zudem *präskriptiven* — Schlußfolgerungen beruhen. Dies wird von jeder psychologischen oder pädagogischen Seminararbeit erwartet, sofern es sich nicht um eine rein theoretische oder etwa historische Untersuchung handelt. „Eine Analyse des inneren Zustandes der klerikalischen Kirche“, wie sie der Buchumschlag verspricht, ist aber ein eminent empirisches Unterfangen.

Entgegen den Erwartungen, die sich bei einem sozialwissenschaftlich interessierten Leser nun einstellen, begegnet eine unverhohlene Ablehnung der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie: „Es hat in der Wahl der Methode keinen Sinn, gewissermaßen um ganz sicher zu gehen, allein mit ‚harten‘ Tatsachen aufwarten zu wollen und die Zuflucht in möglichst genauen statistischen Dokumentationen zu suchen“ (33, vgl. auch 290). Sodann verweist er darauf, die Psychoanalyse arbeite nicht quantitativ, was in der Tat nicht zu bestreiten ist. Allein die Aufarbeitung der Lebensgeschichte nur eines Patienten bringe soviel Mühe und zeitlichen Aufwand mit sich, daß von „einer *generalisierenden* statistischen Auswertung“ (33) Abstand zu nehmen ist. Damit legt sich Drewermann eine methodologisch legitime und sinnvolle Beschränkung auf, nämlich den Verzicht auf Generalisierungen.

Die Ablehnung quantitativer Verfahren führt zu einem ausgesprochenen Vertrauen in das „Exemplarische“:

„Nun, es gibt eben ‚Einzelfälle‘, die nicht zufällige Einzelheiten, sondern exemplarische Ereignisse darstellen, und so wie es den Historikern möglich ist, beispielsweise an der Zabernaffäre den Militarismus des Kaiserreiches aufzuweisen und zu belegen, so sollte es dem heutigen Zeitgenossen, wenn er sich nicht mutwillig blind stellt, durchaus möglich sein, das Beispiel der jahrzehntelangen Diskussion der katholischen Kirche über die moralische Erlaubtheit künstlicher Empfängnisverhütung als exemplarisch zu erkennen“ (106).

Ohne in eine Diskussion über die Sachrichtigkeit dieser These einzutreten: wenn exemplarische Einzelfälle herangezogen werden, kann nicht davon dispensiert werden, genauer auszuführen, worin das Exemplarische besteht. Der moralistische Appell, wonach derjenige, der hier nichts

<sup>1</sup> Von diesem Umfang ist nur zu hoffen, daß er nicht wieder dafür herhalten muß, Kritiker a priori abzuweisen, weil sie ohnehin nicht den ganzen Drewermann gelesen hätten (vgl. *Drewermann* 1988, 7 ff). Diese Argumentation hat natürlich auch ihre psychologische Implikation!

Exemplarisches zu erkennen vermag, „mutwillig blind“ ist, genügt nicht.

Auf nicht weiter überprüfte Generalisierungen stößt man in diesem „Psychogramm“ noch und noch: „Man darf ohne Zögern behaupten, daß die meisten Priester heute der Meinung ihres Ortsbischofs so ähnlich gegenüberstehen wie die Bewohner Rußlands vor 1917 ihrer Regierung in Moskau . . .“ (98). Bei der angegebenen Fußnote interessiert den sozialwissenschaftlich orientierten Psychologen allerdings weniger, daß Gogol im „Revisor“ „diese Mentalität prachtvoll karikiert“ hat (765), sondern vielmehr, ob der, der dies behauptet, entsprechende Daten vorlegen kann. Wenn nicht, müßte er sich selber der Anstrengung der Empirie unterziehen. Dann allerdings müßte man auf ein dermaßen umfangreiches Klerikerbuch noch lange warten. „Was für das Leben dieses Theologiedozenten gilt, darf man uneingeschränkt von dem Werdegang jedes Klerikers behaupten“ (552). Drewermann hat zwar Recht: Behaupten darf man. Aber von daher nicht damit rechnen, der komplexeren Wirklichkeit gerecht zu werden!

Entgegen der eigenen Selbstbeschränkung: Drewermann generalisiert! „Die meisten Kleriker, befragt man sie nach ihrer sexuellen Entwicklung, werden heute verneinen, daß sie ‚repressiv‘ erzogen worden seien . . .“ (530). Aber hat Drewermann so viele Kleriker befragt, daß er von „den meisten“ sprechen darf? Wäre es nicht überzeugender, wenn man lesen könnte: „Von den Klerikern, die ich dazu befragt habe — es handelt sich um eine Stichprobe, die sich zusammensetzt aus x Ordenspriestern, x Weltgeistlichen, x Ordensschwwestern, wobei das durchschnittliche Alter x Jahre beträgt — haben x % angegeben, daß . . .“ — Vollends dubios wird es, wenn fortgefahren wird: „Sie (die Befragten) werden, wie im April 1989 Bischof *Lehmann* im Gespräch mit

*Michael Albus* erklären, daß sie in einem glaubensgefestigten, aber nicht unterdrückenden Elternhaus aufgewachsen seien . . .“ Kein Sozialwissenschaftler, dem an Realitätskontrolle gelegen ist, würde sich vermessen, sich ein Attribut zuzulegen, das gemeinhin nur Gott zugeschrieben wird: Allwissenheit. „Obwohl ich diesbezüglich über statistische Erhebungen nicht verfüge, darf ich doch sagen . . .“ (385).

Aus der Sicht einer sich als empirisch verstehenden Psychologie ist es jedenfalls eine besondere Leistung, ein 900 Seiten zählendes „Psychogramm“ zu schreiben, in dem weder der Begriff „Stichprobe“ vorkommt, noch Signifikanzmaße, noch Korrelationskoeffizienten, noch Hypothesen im streng statistischen Sinn aufgeführt werden, noch mögliche unabhängige Variablen gemessen werden wie: „Geschlecht“, „sozioökonomischer Status“, „Alter“, „Stellung in der kirchlichen Hierarchie“ berücksichtigt bzw. mögliche abhängige Variablen wie: „Wert auf der Dogmatismus-Skala“, „locus of control“, „Ausmaß der sozialen Erwünschtheit“, „Einstellung zur Religiosität“, „Angst“ etc. — Die klassische sozialwissenschaftliche Forschungsmethodologie weist zugegebenermaßen Einseitigkeiten und Schwächen auf. Aber kann man sie auch dort dermaßen sorglos übergehen, wo sie aufschlußreich, ja unverzichtbar ist? Die fatalen Folgen zeigen sich schon am Titel: „Kleriker.“ Sind es *die* „Kleriker“? Oder ist es *der* „Kleriker“ — als Abstraktum? Letzteres ist der Fall!

Drewermanns eigentliche Datenquelle besteht neben den vielen Beispielen aus der Weltliteratur in den Geschichten seiner Klienten. Dabei fällt auf, daß er häufiger auf Beispiele von Ordensschwwestern zurückgreift (324, 333, 336, 398, 400, 408, 410, 476 u.ö.) als von Priestern. Als hauptsächliche Datenquelle figurieren damit Kleriker(innen), die sich in *seine* Psycho-

therapie begeben haben. Von dieser notwendigerweise geringen Stichprobe können aber keine inferenzstatistischen Schlüsse auf die Gesamtpopulation (die Kleriker) gezogen werden.

Der Erkenntniswert von Geschichten ist nicht zu bestreiten. „Aus Geschichten lernen“ gehört zur „Einübung“ in pädagogisches, psychologisches und auch theologisches Verstehen (Baacke & Schulze 1979). In den letzten Jahren ist innerhalb der psychologischen Methodendiskussion das Ansehen der sogenannten „narrativen Interviews“ (vgl. Wiedemann 1986) sowie das der sogenannten „Dialogischen Forschungsmethoden“ (Sommer 1987) gestiegen. Gefordert wird eine sogenannte „rekonstruktive Sozialwissenschaft“ (Garz & Kraimer 1983). Sie soll den vielfach latenten Sinngehalt von Texten im weitesten Sinn manifest machen. Die Konvergenzen zur Arbeit des Psychoanalytikers werden auch von U. Oevermann (1986) genannt, dem prominentesten Vertreter der sogenannten „Objektiven Hermeneutik“, die sich als ein methodologisches Paradigma in den Sozialwissenschaften etabliert hat.

Fungieren die Geschichten, wie sie Drewermann (nach)erzählt, im Sinne der objektiven Hermeneutik? Nur bedingt! Objektive Hermeneutik wendet sich gegen das sogenannte „subsumtionslogische“ Vorgehen. Sie beanstandet, wenn empirische Daten einer feststehenden Theorie subsumiert werden, ohne daß diese in Frage gestellt und gegebenenfalls verändert wird. Wenn Drewermann aber schreibt: „Auch hier mögen zwei knappe Beispiele zur Anschauung dienen“ (410, 404), handelt es sich eindeutig um Subsumtion. Zumeist dienen die Beispiele dafür, die klassisch psychoanalytischen Referenztheorien (s.u.) und die vor diesem Hintergrund konstruierte Psychogenese von Klerikern zu illustrieren. Dadurch wird die Theorie für weitere Kritik immu-

nisiert. Das heißt keineswegs, die von Drewermann erzählten (Leidens)Geschichten müßten nicht ernst genommen werden. Aber nicht (nur) als empirische Indizien für die Freud'sche „Entwicklungspsychologie“. Wenn subsumtionslogisch vorgegangen wird, kann zudem nicht in den Blick kommen, daß auch jeder Kleriker ein sogenannter Alltagspsychologe ist (Thommen 1985, 21–98). Sein bewußtes subjektives Selbstverständnis über seine eigene Psychogenese müßte so ernst genommen werden, daß es, sollte es anders lauten, den „Experten“ zu einer Modifikation seiner Theorie und seines Standpunktes bewegen kann.

Methodologisch fragwürdiger und sachlich schwererwiegend ist es, wenn Drewermann fiktive Beispiele einfachhin erfindet. Ein Religionspädagoge hat — nicht zu Unrecht — Drewermann einen Dichter genannt (Lange 1988). „Als Beispiel denke man sich eine Frau, die eigentlich selber gern als Mädchen in einen Orden eingetreten wäre, sich dann aber . . . zur Heirat entschließen mußte“ (338) — dies als Veranschaulichung der von H. E. Richter (1969) beschriebenen Projektion des idealen elterlichen Selbst in das Kind (339).

Die Problematik dieses „empirischen“ Vorgehens besteht nicht nur darin, daß solche Beispiele simpel „verifizieren“ sollen, was eh und je schon festzustehen scheint, sondern auch in der inhaltlichen Beliebigkeit. „Läßt sich nicht gegen jedes der genannten Beispiele bisher, indem man es als singulären Einzelfall statt als Konkretion einer strukturellen Typologie interpretiert, auch irgendwo ein Gegenbeispiel auftreiben?“, fragt Drewermann selber (342). Diesem nur zu berechtigten Einwand begegnet er damit, „das Terrain der Ausreden und Ausflüchte“ werde dann „enger“, wenn die Psychoanalyse „tiefer“ greife und die „Selbsterkenntnis“ zunähme (343). Diese besteht aber bloß darin, daß

der Leser die „Erkenntnisse“ von Drewermann zu seinen eigenen macht.

Was bei Drewermann vor allem fehlt, ist der *differentialpsychologische* Gesichtspunkt (vgl. noch immer Hofstätter 1971). Dieser beinhaltet die geradezu simple, aber vielleicht gerade deswegen oft übersehene Tatsache: „Wie unterschiedlich sich Menschen verhalten können, zeigt uns die Alltagserfahrung“ (Hofstätter 1971, 27). Problemlos kann umformuliert werden: „Wie unterschiedlich sich auch Kleriker verhalten, zeigt uns die Alltagserfahrung.“

## 2. Drewermanns (entwicklungspsychologische) Rekonstruktion der Psychogenese des Klerikers

Bei der Rekonstruktion der Psychogenese des Klerikers verfährt Drewermann so, daß er zunächst seine psychische Struktur zu erfassen versucht. Als charakteristisch wird festgehalten, der Kleriker sei „genötigt“, „etwas Außerordentliches zu werden und das Außerordentliche zu suchen, sei aber umgekehrt zu schwach, dieses Ungewöhnliche (seiner) Bestimmung aus der Kraft (seiner) Persönlichkeit zu leben, und nehme statt dessen gleichzeitig zu der Objektivität eines Amtes (seine) Zuflucht“ (60). Dieses „Außerordentliche“ bestehe darin, sich „für von Gott erwählt zu halten“ (47; vgl. 84) bzw. nach den „evangelischen Räten“ Armut, Gehorsam und Keuschheit zu leben. Dies stelle eine „ausgesprochen antibürgerliche Lebensform“ dar (57), die jedoch bei einem gleichzeitigen Beamtenstatus ausgeübt werde, was eine generelle „Doppelbödigkeit“ der klerikalen Existenz nach sich ziehe. Dieser Status sei für den Kleriker deshalb erforderlich, weil er menschlich „zu schwach“ (60), mehr noch: „bis in die Wurzeln verunsichert“ (73), ja sogar „selber nichts“ sei. In seinem Amt müsse er die Erlösung predigen, ohne selber „erlöst“ (90) und „im eigenen Leben glücklich zu

sein“ (94). Zudem habe er in seinem „entfremdeten Sein“ (96 ff) ein „Selbst-Opfer“ im wahrsten Sinn des Wortes darzubringen. Genau dieses „Selbstopfer“ steht auch im Zentrum der entwicklungspsychologischen Rekonstruktion (290, 302, 321, 392, 394 u.ö.).

Damit zeichnet Drewermann ein geradezu pathologisches, jedenfalls extrem einseitiges Bild — wiederum! des Klerikers. Es hat den Anschein, als ob es gar keine glücklichen Kleriker geben könne, mehr noch: geben *dürfe*, weil dann der Legitimität seiner Kritik zumindest partiell das „fundamentum in re“ entzogen wäre. Infolgedessen stehen auch die entwicklungspsychologischen Ausführungen von Anfang an auf einem schiefen Fundament.

Die Rekonstruktion der Psychogenese von Klerikern habe in der frühesten Kindheit zu beginnen. Dabei verwahrt er sich dagegen, „einen Menschen als das bloß passive Produkt von Erziehung und Milieu zu betrachten“ (36). Diese Einsicht wird in der aktuellen Entwicklungspsychologie weitgehend anerkannt (vgl. Piaget 1973). Entwicklung wird nicht nur von exogenen Faktoren gelenkt, sondern zumindest teilweise vom Subjekt selber bestimmt. Wird Drewermann dieser programmatischen Äußerung gerecht? Schaut man genauer hin, nimmt er diesen Standpunkt gar nicht erst ein, läßt er doch nicht einmal gelten, jemand ergreife das Priesteramt aus freien Stücken (51). Vielmehr müsse man „umgekehrt sagen, daß jemand, der sich zum Kleriker der katholischen Kirche eignet, psychoanalytisch gesehen in weiten Bereichen seiner Persönlichkeitsentwicklung schon als Kind ‚geopfert‘ worden sein muß, um sich später mit der entsprechenden theologischen Doktrin identifizieren zu können“ (91). Worin besteht diese Opferung des Kindes, auf daß es später zum Kleriker tauge? Sie erfolge schon *vor* dem sogenannten „Ödipuskomplex“ (278) und in einer Familien-

konstellation, in der die Mutter mit ihrem Leben unzufrieden sei und dieses als ein Opfer empfinde, das sie ihrem (autoritären) Gatten, aber auch ihrem Kinde darbringen müsse. Da sich das Kind indirekt über lange Zeit hinweg wie die Mutter fühle (274), entstehe auch in ihm die oft genannte „ontologische Unsicherheit“ (219, 270, 278, 291 u.ö.). Um eine Legitimierung für sein als schuldhaft erfahrenes Dasein zu finden, mache es sich das Kind zur Pflicht, „sich seinerseits zum Wohle seiner Mutter zu opfern“ (278). Dadurch entstehe eine „extreme *Verzichthaltung* gegenüber allen Formen eines privaten Glücks“ (270).

Drewermann benennt weitere Faktoren, die in die Psychogenese des späteren Klerikers eingehen sollen. Nebst der Konstellation „gesundes-krankes Kind“ erörtert er auch die Stellung des Kindes in der Geschwisterreihe, nicht empirisch (vgl. *Kohnstamm* <sup>2</sup>1985, 87–99), sondern in erster Linie anhand der Geschichte von Kain und Abel. Auch hier gelte „die Regel . . ., daß die verschiedenen Situationen ein relativ gleichförmiges Ergebnis hervorbringen können“ (299), das konkret darin besteht, daß einerseits ältere Geschwister, da sie schon früh Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernehmen müßten, eher zum Klerikerstand disponiert seien (315); andererseits — und zugleich! — aber auch das jüngste Kind (320).

Die grundlegende These, am psychologischen Ursprung des Klerikerdaseins stehe das Selbstopfer als Entschädigung für jenes, das die Mutter darbringen müsse, wird vornehmlich mit fiktiven Beispielen illustriert, so dem „eine(r) Frau z. B., die selbst unter Herzasthma leidet“ (273). Aber: Es gab und es gibt Kleriker, die ihre Mutter nie gekannt haben. Es gab und es gibt Kleriker, die in Familien aufgewachsen sind, in denen eher das Leben des Vaters ein Opfer war. Das ergäbe aller-

dings theoretische Schwierigkeiten hinsichtlich des von Drewermann als selbstverständlich vorausgesetzten Ödipuskomplexes (75, 289, 333). Es gab und es gibt Kleriker, deren Eltern in der Lage waren, dem Kinde ein unbedingtes Urvertrauen zu schenken, wie es am Anfang der neopsychoanalytischen Theorie der Persönlichkeitsentwicklung von *Erikson* (1968) steht. Vor allem aber ist diese „Theorie“ nicht in der Lage, hinreichend zu erklären, warum aus der geschilderten Familienkonstellation gerade Kleriker hervorgehen müssen: „Könnte nicht . . . jene Mischung aus ontologischer Unsicherheit und Überverantwortung genauso gut einen Sozialarbeiter, einen Arzt, einen Richter oder einen Veterinärmediziner hervorbringen — warum gerade einen Priester?“ (331 f).

Diese Frage bringt Drewermann notwendigerweise in die Nähe der klassischen Lern- und der Sozialisationstheorien. Aber wies schon in „Tiefenpsychologie und Exegese“ (bes. I, 231) weist er diese als „zu simpel“ zurück (332, vgl. auch 68). Dennoch argumentiert er in ihren Bahnen, wenn er hinsichtlich „des Lebensweges so manchen Klerikers“ feststellt, daß Ereignisse wie „Jugendlager . . ., die Begegnung mit einem bestimmten Seelsorger die ganze weitere Entwicklung“ bestimmt hätten (337). Gewiß tritt ein späterer Kleriker nicht als „tabula rasa“ in solche sozialisatorische Situationen ein. Aber diese Bereiche müßten stärker gewichtet werden, ebenso die konkreten Pfarreien, in denen ein wesentlicher Teil der religiösen Sozialisation späterer Kleriker erfolgt.

Viel Raum nehmen die ebenfalls als „entwicklungspsychologisch“ ausgegebenen Erörterungen darüber ein, wie ein Mensch dazu kommen könne, nach den „evangelischen Räten“ Armut, Demut und Keuschheit in ihrer institutionalisiert-kirchlichen Form zu leben (340–654). Für den Entwicklungspsychologen ist es aufschluß-

reich, daß als Gliederungsprinzip die psychoanalytische Phasenlehre von Sigmund Freud herangezogen wird (vgl. *Flammer* 1988, 80–84). Gemäß dieser Theorie setzt sich die (frühe) Kindheit aus dem Stadium der sogenannten „Oralität“ (erstes Jahr), dem der „Analität“ (zweites bis viertes Jahr) und schließlich der „ödi-palen Genitalität“ (fünftes bis siebtes Jahr) zusammen.

Den evangelischen Rat der *Armut* in seiner klerikalen Ausprägung führt Drewermann auf die orale Phase (erstes Lebensjahr!) zurück. Dafür muß er für den Kleriker eine Frühkindheit postulieren, die durch „orale Einschränkungen und Gehemmtheiten“ (398, 403) sowie materielle Armut (385 f) geprägt gewesen sei. Empirisch belegt wird dies nicht. Der sozioökonomische Status der Herkunftsfamilie einer repräsentativen Stichprobe müßte dafür unbedingt erhoben werden, wenngleich er keineswegs schon alles aussagt. Drewermann hingegen argumentiert mit dem Märchen von „Hänsel und Gretel“. Hänsel hätte durchaus zum Kleriker werden können, „wäre nicht (*objektal gelesen*<sup>2</sup>) seine Schwester ‚Gretel‘ für sich bereit, den entscheidenden Schritt zu tun und die Hexen-Mutter in den Ofen zu stoßen“ (392). Kindheiten mit oralen Einschränkungen würden Kleriker mit Neigung zur Depression erzeugen, die unfähig seien, Lob anzunehmen (414) oder Geld für eigene Bedürfnisse auszugeben (418).

Der evangelische Rat des *Gehorsams* wird mit der analen Phase in Verbindung gebracht. Wiederum muß Drewermann, um Zusammenhänge zwischen determinierenden frühestkindlichen Erfahrungen und späterer klerikaler Persönlichkeits-

struktur „einsichtig“ zu machen, einen passenden Kleriker-Erziehungsstil postulieren, ja erfinden:

„Um zu verstehen, wie jemand als Kleriker dazu kommt, den *bedingungslosen* Gehorsam gegenüber einer als heilig geglaubten Autorität zur Grundlage seiner Existenz zu erheben, müssen wir eine Situation in der frühen Kindheit voraussetzen, in welcher die Haltung des Gehorsams die einzige Form bildete, um mit gewissen Erlebnissen fertig zu werden“ (456).

Drewermann zufolge sind alle Kleriker Opfer einer geradezu klassischen „Schwarzen Pädagogik“ (*Mallet* 1990). Ihren Vätern unterstellt er einen ausgeprägten autokratischen Erziehungsstil (457). Ohne mögliche Zusammenhänge bestreiten zu wollen: Aussagekräftiger wäre es gewesen, den Erziehungsstil von Priestereltern empirisch zu erheben. Dafür stünden zahlreiche standardisierte Verfahren zur Verfügung (*Lukesch* 1975).

Hinsichtlich des evangelischen Rates der *Keuschheit* „betreten (wir) entwicklungspsychologisch den Bereich der ödi-palen Phase“ (480). Allerdings führt Drewermann die Ätiologie späterer sexueller Gehemmtheit bis in den intra-uterinen Bereich zurück (554). Für diese Gehemmtheiten, an denen, Drewermann zufolge, die meisten Priester-Mütter leiden müßten, wird der katholische Moralkodex verantwortlich gemacht (530 ff). Bis ins Stillen hinein wirke er sich aus, weil die Mutter dabei „nicht empfinden“ dürfe, „was sie empfindet“ (547). Zur Kulmination gelangen solche Faktoren dann aber doch in der Phase des Ödipuskomplexes:

„Von *Sigmund Freud* ist zu lernen, wie schwer es einem Kind im Alter von fünf bis sieben Jahren wird, von der eigenen Bindung an seine Mutter Abschied zu nehmen und die „sexuellen“ Wünsche, die sich ihr gegenüber melden, der Verdrängung anheimfallen zu lassen“ (544).

<sup>2</sup> In der Exegese, die an der Analytischen Psychologie C. G. Jungs orientiert ist, wird zwischen einer sogenannten „Objekt- und Subjektstufe“ unterschieden. Gemäß der ersten ist Gretel Hänsels Schwester, gemäß der zweiten ein Teil seiner Psyche (kritisch dazu: *Bucher* 1990, 441–445).

Entgegen Drewermanns eigener Beteuerung (36), das Kind auch als Subjekt seiner Entwicklung zu betrachten, vertritt er eine konsequent deterministische Auffassung psychischer Entwicklung. Frühestkindliche Traumatisierungen bestimmen die Psychogenese des späteren Klerikers — und weniger, wenn überhaupt, dieser selbst.

Drewermanns entwicklungspsychologische Rekonstruktion steht und fällt mit der herangezogenen Referenztheorie. Diese ist jedoch schon längst der Kritik unterzogen worden. Nicht nur von dezidierten psychologischen Gegnern der Psychoanalyse, die ihr den Status der Wissenschaftlichkeit absprechen: so (noch gemäßigt) Perrez (<sup>2</sup>1979) und (mitunter pamphletisch) Eysenck (1985).

„Für diese wahrhaft miraculöse Entwicklung“ (nämlich die breite und unkritische Rezeption der Freud'schen „Entwicklungspsychologie“) hat Eysenck (1985, 122) „keine Lösung anzubieten. Mir scheint allerdings, daß an ihr weniger die wissenschaftliche Überzeugungskraft eine Rolle gespielt hat als eine Art religiöser Bekehrung, die sich auf Vertrauen und Glauben gründete, anstatt auf Tatsachen und Experimente, und die mehr auf Suggestion und Propaganda baute als auf Beweisführung und Verifikation.“

Auch von Neopschoanalytikern werden mittlerweile die Wege des „Anti-Ödipus“ beschritten (*Chasseguet-Smirgel* 1978). Wenn Ödipus in der Tat keinen Ödipuskomplex gehabt haben sollte, wäre der Drewermann'schen Rekonstruktion der Psychogenese von Klerikern ein tragender Pfeiler entzogen.

Noch problematischer ist an dieser „Entwicklungspsychologie“ zweierlei. Zunächst das Menschenbild. *Flammer* (1988, 85) hat es zu Recht als „mechanistisch“ bezeichnet. Der Mensch ist kein Wesen der Freiheit, sondern das Produkt frühestkindlicher Traumatisierungen. Jedenfalls widerspricht die damit einhergehende kausal-reduktive Erklärungsweise programmatischen Beteuerungen

von *Drewermann* (1977, 9) selber, wonach „wir sehr eindringlich die perspektivische Verkürzung hervorheben (müssen), die das kausalgenetische Denken der Psa (Psychoanalyse Freud'scher Provenienz) mit sich bringt“.

Damit verbunden ist ein zweites: Drewermanns „Entwicklungspsychologie“, wie er sie von Freud übernommen hat, ist auf die frühe Kindheit enggeführt. In dieser entscheidet sich zwar vieles, aber eben doch nicht alles (*Hemminger* 1986). Nirgends ist von der sogenannten „Life-Span-Psychology“ (*Baltes* 1990) die Rede, gemäß der Entwicklung ein *lebenslanger* Prozeß mit Verlusten und mit Gewinnen ist. Schon *Eriksons* (1968) Theorie der Epigenese von Ich-Identität enthält diese Perspektive und akzentuiert die Entwicklungsmöglichkeiten, die die Adoleszenz mit sich bringt, welche bereits Rousseau als „zweite Geburt“ bezeichnet hatte. Aber das ganze weite Feld der Jugendpsychologie, die vor allem bei *Spranger* (<sup>27</sup>1963, 248—283) auch dem Thema „Religiosität“, „religiöse Entwicklung“ und „Bekehrung“ breite Beachtung geschenkt hat, wird nicht einmal betreten. Für eine Psychogenese des Klerikers müßte sie auf jeden Fall berücksichtigt werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Das fast Tragische dieses Buches besteht darin, daß es erklärtermaßen befreien und die Individualität der Kleriker entfalten helfen will, aber selber übergeneralisierend *die* Kleriker über den gleichen Kamm schert. In diesem Sinne ist es ein klerikales Buch im Sinne Drewermanns selber, nämlich totalitär. Es will ein Plädoyer dafür sein, daß die Kleriker ihre Erfahrungen zur Sprache bringen; bei der Interpretation werden sie aber in das Prokrustesbett einer Theorie der Persönlichkeitsentwicklung eingezwängt, die selbst unter Psychoanalytikern schon längst obsolet geworden ist. Es fordert einen vermehrten Einbezug der Psychologie in die Theo-



logie, vermittelt aber ein Bild von Psychologie, das für viele (Religions)Psychologen, aber auch für Theologen so nicht annehmbar ist. Der wünschenswerte interdisziplinäre Dialog wird erschwert, wenn nicht verbaut.

Das *Psychogramm der Kleriker* ist noch nicht geschrieben. Dies darf aber nicht übersehen lassen: Viele Wunden, in die nun auch Drewermann die Finger gelegt hat, schwären tatsächlich.

### Literatur:

- D. Baacke / T. Schulze (Hg.), *Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens*. München 1979.
- P. B. Baltes, *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Theoretische Leitsätze*. In: *Psychologische Rundschau* 41 (1990) 1–24.
- A. A. Bucher, *Symbol — Symbolbildung — Symbolerziehung. Philosophische und entwicklungspsychologische Grundlagen*. Sankt Ottilien 1990.
- J. Chasseguet-Smirgel (Hg.), *Wege des Anti-Ödipus*. Frankfurt/M. 1978.
- E. Drewermann, *Strukturen des Bösen II: Die jahwistische Urgeschichte in psychoanalytischer Sicht*, Paderborn 1977.
- E. Drewermann, *Tiefenpsychologie und Exegese*. Zwei Bände. Olten & Freiburg i. Br. 1984–1985.
- E. Drewermann, „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Antwort auf Rudolf Peschs und Gerhard Lohfinks „Tiefenpsychologie und keine Exegese“. Olten & Freiburg i. Br. 1988.
- E. Drewermann, *Kleriker. Psychogramm eines Ideals*. Olten & Freiburg i. Br. 1989 (©1990).
- E. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M. 1968.
- H. J. Eysenck, *Sigmund Freud: Niedergang und Ende der Psychoanalyse*. München 1985.
- A. Flammer, *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien menschlicher Entwicklung*. Bern & Stuttgart 1988.
- D. Garz / K. Kraimer (Hg.), *Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Beiträge zur Diskussion interpretativer Verfahren*. Frankfurt/M. 1983.
- H. Hemminger, *Kindheit als Schicksal? Die Folgen frühkindlicher Verletzungen*. Reinbeck 1986.
- P. R. Hofstätter, *Differentielle Psychologie*. Stuttgart 1971.
- R. Kohnstamm, *Praktische Kinderpsychologie. Eine Einführung für Eltern, Erzieher und Lehrer*. Bern & Stuttgart 1985.
- G. Lange, *Eugen Drewermann als Dichter*. In: *Katechetische Blätter* 113 (1988), 148.
- H. Lukesch, *Erziehungsstile. Pädagogische und psychologische Konzepte*. Stuttgart 1975.
- C. H. Mallet, *Untertan Kind. Nachforschungen über Erziehung*. Frankfurt/M. u. a. 1990.
- U. Oevermann, *Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der „objektiven Hermeneutik“*. In: S. Aufenanger / M. Lenssen (Hg.): *Handlung und Sinnstruktur. Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik*. München 1986, 19–83.
- M. Perrez, *Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft? Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage*. Bern & Stuttgart 1979.
- J. Piaget, *Einführung in die genetische Erkenntnistheorie*. Frankfurt/M. 1973.
- H. E. Richter, *Eltern, Kind und Neurose. Die Rolle des Kindes in der Familie*. Reinbek 1969.
- J. Sommer, *Dialogische Forschungsmethoden. Eine Einführung in die dialogische Phänomenologie, Hermeneutik und Dialektik*. München & Weinheim 1987.
- E. Spranger, *Psychologie des Jugendalters*. Heidelberg 1963.
- H. Thomae / H. Feger, *Einführung in die Psychologie 7: Hauptströmungen der neueren Psychologie*. Frankfurt/M. 1969.
- B. Thommen, *Alltagspsychologie von Lehrern über verhaltensauffällige Schüler*. Bern u. a. 1985.
- P. M. Wiedemann, *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*. Weinheim & München 1986.